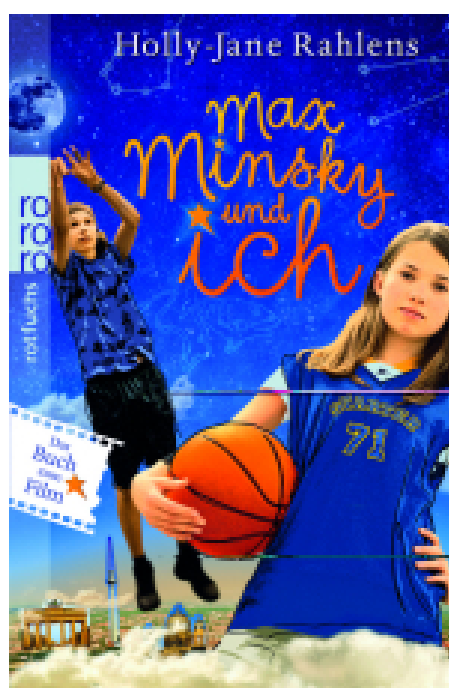


Leseprobe aus:

Holly-Jane Rahlens

Max Minsky und ich



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

ES WAR EINMAL vor langer, langer Zeit, weit fort in einem fernen Land – na ja, es war erst vor ein paar Jahren und genau hier in Berlin –, da entdeckte ich den zukünftigen König von Großbritannien, William Arthur Philip Louis Windsor, auch bekannt unter dem Namen Wills, noch bekannter als Seine Majestät Prinz William, Sohn Seiner Königlichen Hoheit, des Prinzen von Wales, Charles Philip Arthur George Mountbatten Windsor, und seiner von uns gegangenen ehemaligen Gemahlin Prinzessin Di, geborene Lady Diana Frances Spencer. Es war Liebe auf den ersten Blick. Und es änderte mein Leben vollkommen.

Doch bevor ich jetzt ins Detail gehe, möchte ich ein wenig von mir erzählen. Prinz William kennt schließlich jeder. Aber wer, bitte schön, ist Nelly Sue Edelmeister?

ALS PRINZ WILLIAM in mein Leben trat, war ich eine ungeheuer ernsthafte Dreizehnjährige, ein spindeldürrer Berliner Schulmädchen mit einem schweren Zopf im Nacken, dicken Brillengläsern auf der Nase und einem Hirn von der Größe der Encyclopædia Britannica. Ich war eine Katastrophe. In Amerika, wo meine Mutter aufgewachsen ist, nennt man Kids wie mich *nerds* – kein sehr charmanter Ausdruck für Leute mit Superhirn und null Appeal. Und genau so war ich. Ständig hatte ich ein Buch vor der Nase, sogar unterwegs auf der Straße. So was kennt man sonst nur aus Filmen, im wirklichen Leben gibt es das kaum –

schließlich muss man ziemlich geschickt sein, um ohne nach rechts und links zu schauen sicher durch die Straßen zu kommen. Besonders in einer Stadt wie Berlin, wo man jeden Moment von einem wütenden Rottweiler angefallen werden kann oder, schlimmer noch, versehentlich in seine Kacke tritt. Ich aber lief und las. Und wenn ich nach Hause kam, trat ich einfach die Schuhe ab – also, wenn ich dran dachte.

«Es ist wie im Mittelalter!», sagte meine Mutter gern, wenn sie sah, wie ich den Dreck aus ihrem guten Perserteppich herausrieb. «Bei so organisationswütigen Leuten wie den Deutschen, in einer derart analfixierten Stadt wie Berlin, wo noch im popeligsten Hinterhof mindestens ein Dutzend verschiedener Tonnen stehen – für Altpapier, Blech, Biomüll, Plastikmüll, grünes Glas, braunes Glas, weißes Glas, bestimmt bald noch magentarotes! –, mein Gott, da sollte man meinen, die Beseitigung von Hundehaufen wäre kein Problem. In New York würde man so eine Schweinerei nicht dulden!»

Meine Mutter Lucy Bloom-Edelmeister verglich Berlin ständig mit ihrer Heimatstadt, und das Ausrufezeichen am Ende ihrer Sätze konnte man immer förmlich hören. «Ich habe New York verlassen», sagte sie gern, «aber New York nicht mich!» Nach einem Berlin-Besuch Anfang der Achtziger fand sie so viel an der Stadt auszusetzen, dass sie beschloss, hier zu bleiben und aus ihrer Nörgelei eine Kunst zu machen.

Meinen Vater traf sie dann ein Jahr und ungefähr zehn Liebhaber später. Papa ist Musiker, ein Klarinettist. Er tritt unter dem Namen Bazooka Benny auf, heißt in Wahrheit aber Bernhard Nikolaus Edelmeister. Meine Mutter und er lernten sich beim Umsteigen im U-Bahnhof Möckernbrücke an der Imbissbude kennen. Sie verliebten sich beim Currywurstessen, zogen zusammen – und fertig war die Laube. Sie wohnten mit ein paar Freunden in Schöneberg, in der Wohnung, in der einst der Rockstar David Bowie lebte – zumindest sagten das alle –, und als

meine Mutter mit mir schwanger war, fanden sie die Wohnung hier in Wilmersdorf, wo wir seither wohnen.

Wilmersdorf liegt im westlichen Teil der Stadt. Manche Ecken sind piekfein. Aber größtenteils ist es spießig, stellenweise sogar ziemlich heruntergekommen. Unser Haus ist die reinste Bruchbude. Der Putz an der Fassade bröckelt überall, man kann die Backsteine und den Mörtel darunter sehen. Meine Eltern sind sich einig, dass unser Haus genauso schlimm aussieht wie die übelsten Häuser im Osten. Das ist so ungefähr das Einzige, worüber sie sich einig sind, aber dazu später mehr. Solange ich zurückdenken kann, muffelt es im Keller nach Schimmel und Moder, und jedes Mal, wenn ich unten bin, sehe ich Mäuse, die eilig davonhuschen. Meine Mutter besteht darauf, es seien Ratten, keine Mäuse, aber dann sagt mein Vater zu ihr: «Woher willst du das wissen? Wann warst du denn das letzte Mal da unten? Vor zehn Jahren?»

Unser Vermieter, Herr Pomplun, der mit drei Schäferhunden und einer Urne mit der Asche seiner verstorbenen Ehefrau neben uns wohnt, weigert sich, das Haus renovieren zu lassen. Hin und wieder droht meine Mutter Pomplun damit, sich bei den Behörden über ihn zu beschweren. Und vielleicht tut sie das auch. «Sie ist tough», sagt mein Vater gern. «Made in USA. Hundert Prozent Chuzpe.» Bei dem Haus hat sie aber doch noch nichts gemacht. «Schließlich», sagte sie, «müssen die Leute von der anderen Straßenseite draufgucken – nicht ich.»

Auf der anderen Straßenseite wohnt die ehemals beste Freundin meiner Mutter, Beate. In der Soap *Die Universitätsklinik* spielt sie die Schwester Bettina. Meine Mutter lernte sie vor Jahren kennen, als sie ein Zeitungsinterview mit ihr machte. Beate hat eine Maisonettewohnung mit mindestens fünfzehn Zimmern, nochmal so vielen Badezimmern und einem Dachgarten. «Genau solche Häuser machen den Charme des Viertels aus», sagte meine Mutter früher. Heute dagegen heißt es:

«Genau solche Protzkästen sind schuld, dass die Mieten hier so in die Höhe schießen.»

Jedenfalls, wie gesagt, war ich mit dreizehn ein Nerd, der Bücher geradezu verschlang. Ich las einfach alles. Für Naturwissenschaften aber interessierte ich mich am meisten. Ich bereitete mich auf eine Karriere in Kosmologie vor und sammelte laufend Informationen über Superstrings, Baby-Universen, Schwarze Löcher, Zeitverzerrungen, all solche Sachen.

Meine Leidenschaft für die Astronomie begann in dem Sommer, als ich neun war. Meine Eltern schickten mich nach New York, auf Besuch zum Bruder meiner Mutter, meinem Uncle Bruce, und seiner Frau, Aunt Debbie. Als eines Tages die Klimaanlage ihren Geist aufgab und ich kurz vorm Ersticken war, brachten sie mich bei diesem Astronomie-Projekt für Jugendliche im Hayden-Planetarium unter, das von ihnen aus bequem zu Fuß zu erreichen war. Dort war es herrlich kühl – und ich war sofort Feuer und Flamme! Ich fand es toll, an unerträglich schwülheißen Nachmittagen der gleißenden Sonne zu entgehen, unter dem klimatisierten Nachthimmel des Planetariums zu sitzen und über das Weltall zu philosophieren. Mein Lebensziel stand hiernach fest: Ich würde die Geheimnisse des Universums ergründen.

In dem Sommer, als ich dreizehn wurde, war ich aber erstmal noch ein Bücherwurm und Sterngucker. Und ein Computerfreak. Tatsächlich lernte ich auch genau dort, am Computer, Prinz William erst so richtig kennen: im Internet, wo ich die Homepage der Queen in mich reinfraß und all die Websites, die der Königsfamilie gewidmet sind. Als meine Mutter diesem Geheimnis auf die Spur kam, sagte sie sofort: «Ach, wie romantisch, Liebe auf den ersten Klick! Hahaha.»

Uah – meine Mutter! Sie hält sich für *sooo* komisch. Manchmal ist sie das auch. Aber meistens ist sie es nicht. Und als ich dreizehn war, war sie definitiv *nicht* komisch! Im Gegenteil: Sie war sauer wie ein Fass voller Gurken. Wahrscheinlich, weil sie und mein

Vater ständig zankten. Sie stritten sich über alles. Über mich. Über die Hunde von Herrn Pomplun. Über die Mutter meines Vaters, meine Oma Anneliese. Oma und meine Mutter verstehen sich nicht besonders. «Fräulein Anneliese», sagt meine Mutter immer zu meinem Vater, wenn Oma anruft, und reicht ihm den Hörer so angewidert, als wäre er giftig.

Meine Eltern stritten sich sogar über meine *Bat-Mizwa*. Die Bat- oder bei Jungen Bar-Mizwa ist dieses große Ereignis, das jüdische Kinder begehen, wenn sie etwa dreizehn sind und als erwachsen gelten. Traditionell ist das ein lebensbejahender, freudiger Anlass, richtig? Nicht so bei meiner Mutter. Sie stürzte sich mit einer Vehemenz in die Vorbereitungen, als würde jeden Moment mitten in unserer Küche der dritte Weltkrieg ausbrechen. Also, man muss sich vorstellen, in was für eine wahnsinnige Hektik sie schon verfällt, wenn sie ein einfaches *Pessach-Seder* für zehn Gäste gibt. Und zu der Bat-Mizwa wollte sie *einbundertfünfzig* Gäste einladen!

«Hundertfünfzig!», sagte mein Vater, als er das hörte. «Das kann doch nicht dein Ernst sein!»

«Mommy!», sagte ich. «Ich heirate doch nicht!»

«Eben!», sagte meine Mutter. «Heiraten kannst du, sooft du willst – die Bat-Mizwa feierst du nur einmal. Du sagst der Welt, dass du jetzt erwachsen und Teil der jüdischen Gemeinde bist.»

«Ich glaub nicht mal an Gott. Warum sollte ich Teil der jüdischen Gemeinde werden?»

Auf dieses Stichwort hin verdrehte meine Mutter immer die Augen und warf mir einen ihrer vernichtenden Blicke zu. «Weil du Jüdin bist. Deswegen.»

Jüdischem Gesetz gemäß wird die Religionszugehörigkeit eines Kindes durch die Mutter weitergegeben, sodass ich, obwohl mein Vater Nichtjude war, wegen meiner Mutter als Jüdin galt. Sie war nicht religiös oder so, hielt aber viel auf jüdische Tradition und wollte mich so viel wie möglich mit der Kultur

in Berührung bringen. Was mir ziemlich egal war, da es um uns herum ohnehin nicht viel jüdische Kultur gab. Ich meine, schließlich lebten wir in Deutschland! Jedenfalls, was die Bat-Mizwa betraf, fand ich, dass meine Mutter es etwas übertrieb. Ich musste Hebräisch lernen, einen Abschnitt aus der Thora aufsagen können, eine Rede schreiben, am Sabbat, also freitagabends oder samstagsmorgens, in die Synagoge gehen und und und.

«Keine Bange: Die Bat-Mizwa wird lustig», sagte meine Mutter gern. «Zwei Juden an einem Tisch, und schon lachst du dich kaputt.»

«Warum lachen wir dann jetzt nicht?», konterte ich.

Meine Mutter sah mich an, als wollte sie mir die Familienzugehörigkeit aberkennen oder mich enterben oder am besten beides zusammen. Doch nach ein paar Sekunden heiterte sich ihr Gesicht auf, und sie sagte: «Hey, das war spitze, Nelly. Sehr gut. Siehst du, Juden *sind* witzig!»

Haha.

Neben der Bat-Mizwa stritten sich meine Eltern am meisten über Geld. Oder vielmehr den Mangel an Geld. Meine Mutter meckerte immer an meinem Vater herum, weil er kein berühmter Musiker war. Als freie Mitarbeiterin einer Reihe gut zahlender Hochglanzmagazine verdiente sie ganz anständig, aber seine Einkünfte durch Musikerjobs waren – abgesehen von ein paar Schülern, denen er regelmäßige Unterricht erteilte – nur sporadisch. Manchmal sogar nicht existent. Jeden Abend, wenn wir uns um den Esstisch setzten, ging dieselbe Leier los.

«Gib's was Neues?», fragte meine Mutter und griff nach ihrem Steakmesser. «So in Richtung Engagement?»

«Nein», sagte mein Vater.

«Was ist denn aus der Sache im Wintergarten geworden?», sagte sie, setzte ihr Messer an und zerschnitt das Fleisch.

«Nichts. Die hat jemand anderes bekommen. Jemand Berühmtes.»

«Wer denn?», fragte sie und führte das Fleisch zum Mund.

«Unwichtig. Der Name würde dir sowieso nichts sagen.»

«Wenn er so berühmt ist, warum sollte mir dann der Name nichts sagen?», fragte meine Mutter.

«Sie», sagte mein Vater. «Es ist eine Sie.»

Meine Mutter hätte sich fast an ihrem Fleisch verschluckt, und ein wenig von dem Blut tropfte ihr aus dem Mund. Sie mag ihr Steak am liebsten noch ziemlich roh. Mein Vater seins medium. Ich bevorzuge es gut durch.

«Benny, irgendjemand in Berlin muss doch irgendwo einen Klarinettenisten brauchen!», sagte meine Mutter. «Du könntest doch wenigstens Klezmer bei einer Hochzeit spielen. Oder bei einer Bar-Mizwa.»

Mein Vater erbleichte.

Schon mal aufgefallen, wie Leute in Romanen ständig das Wort «erbleichen» benutzen, man so was aber im richtigen Leben fast nie zu sehen kriegt? Ich meine, wann sieht man schon mal Leute richtig weiß werden? Aber bei meinem Vater ist das so. Echt. Vielleicht ist es ein Kreislaufproblem. Oder was Psychisches. Oder wegen einer Allergie. Jedenfalls kann man richtig sehen, wie sein Gesicht an Farbe verliert. Und seine dunkelbraunen Augen wie eine explodierende Supernova blitzen.

«Lucy, bitte!», sagte mein Vater. «Erzähl du mir nicht, wie ich meinen Job zu machen habe.»

«Er ist Künstler», sagte ich. «Ein Komponist. Er gehört auf die Bühne. Oder in ein Aufnahmestudio.»

Meine Mutter knallte ihr Messer so heftig hin, dass ich schon um den Teller fürchtete. «Es ist mir egal, wohin er gehört, solange er dort nur Geld verdient.»

Meiner Ansicht nach sprang meine Mutter mit meinem Vater viel zu grob um. Es fand sich doch immer noch gerade rechtzeitig ein guter Studiogig. «Papa soll nicht ins Hinterzimmer irgendeiner Synagoge, zum Klezmer-Spielen», sagte ich. «Und außerdem,

Klezmer hat mit jüdischer Kultur ungefähr so viel zu tun wie Dudelsackmusik mit schottischer Kultur. Und er ist ja noch nicht mal Jude!»

«Prinzessin», sagte mein Vater sanft, «das ist eine Sache zwischen deiner Mutter und mir.»

Meine Mutter sah erst mich und dann meinen Vater an. «Du bist nicht der einzige Künstler in der Familie, Benny», sagte sie. «Ich hab die Zeilenschinderei satt. Ich möchte mein Buch schreiben.»

Ihr Buch. Das war mal wieder typisch meine Mutter. Seit Ewigkeiten redet sie über «*Ihr* Buch». Ein New-York-Roman, sagte sie, was immer das auch heißen mag. Sie hatte noch nicht einmal damit angefangen, benutzte ihn aber als Waffe, um uns zum Schweigen zu bringen. Und das klappte immer. Wenn sie ihr Buch erwähnte, fühlten wir uns immer sofort schuldig und sagten lieber nichts mehr. Nur wenn Risa, die mit uns zusammenwohnte, dabei war, dauerte dieses Schweigen nie lange. Sie wandte sich dann mir zu, zwickte mich in die Wange und sagte mit ihrem polnischen Akzent: «Bubele, wie wär's mit einem Lächeln in deinem schönen Gesicht?»

Schönes Gesicht? Bei aller Liebe zu Risa: In der Beziehung hatte sie einen Knick in der Optik! Also protestierte ich und rutschte auf meinem Stuhl herum, aber dadurch ließ sie sich nicht abbringen. «*So a schejn mejdele*, warum immer diese grimmige Miene?», sagte sie dann.

Risa, die fast siebzig war, würzte ihr Deutsch gern mit jiddischen Einsprengseln. *Schejn mejdele* zum Beispiel heißt schönes Mädchen und *bubele* Großmütterchen, ein Kosename für Mädchen. Risa hat nie ihren polnischen Akzent verloren, obwohl sie vor über vierzig Jahren nach Berlin gekommen ist. Sie kam mit ihrem Ehemann Leopold her, den sie nach dem Krieg in Warschau kennen lernte. Beide hatten den Holocaust wie durch ein Wunder überlebt. Na ja: Wenn nicht durch ein Wunder, wie

sonst hätte man die Schoah überleben sollen? Seit Leopold gestorben ist – ich war damals gerade in der ersten Klasse –, wohnt Risa bei uns, aber wir kannten sie schon viel länger. Ich kenne sie mein ganzes Leben lang. Und meine Mutter kennt sie auch schon *ihr* Leben lang. Das kommt daher, weil Risa und meine Großmutter mütterlicherseits, Hanna Bloom, geborene Herschkowitz, zusammen in Polen aufgewachsen sind. Und als meine Mutter nach Berlin kam, nahm Risa, die keine Kinder hatte, sie als Ersatztochter unter ihre Fittiche.

Meine Großmutter Hanna und ihre Familie hatten das Glück, aus Europa nach Amerika fliehen zu können, bevor es zu spät war. Aber Risa und ihre Eltern saßen in Polen fest. Den Krieg überlebten sie in verschiedenen Verstecken, in Kellern und Scheunen, in Kirchen, einmal sogar in einem verborgenen Keller unter dem Gemüsebeet eines Nachbarn. Risa sprach nicht darüber, also weiß ich nicht alles so genau. Wenn man ihr Fragen über den Krieg stellt, erzählt sie immer von der Zeit, als sie Leopold Ginsberg kennen lernte, und das war *nach* dem Krieg. Er war Deutscher. Nun, eigentlich war er Pole, aber er wuchs in Deutschland auf, also fühlte er sich als Deutscher, doch dann schickten ihn die Deutschen zurück nach Polen, und – Moment mal – wird das langsam ein bisschen zu viel? Kann man noch folgen, warum alle ständig von einem Land zum anderen ziehen, hin und her zwischen Polen und Amerika und Deutschland? Aber was soll ich tun? Die Geschichte unserer Familie ist eben ziemlich verwickelt. Meine Mutter meint, das sei die Schuld der Deutschen. «Wenn die Deutschen nicht versucht hätten, uns loszuwerden», sagt sie, «hätten wir wahrscheinlich völlig unkomplizierte und langweilige Leben geführt. So wie Oma Anneliese und Opa Hans Otto.»

WENN MEINE MUTTER dies jetzt lesen könnte, würde sie mir raten, genau jetzt Schluss zu machen, mit dieser kontroversen

Bemerkung das Kapitel zu beenden. «Genug ist genug», höre ich sie sagen. «Ein zu langer Prolog ist ein zu langer Prolog. Fang endlich mit der Geschichte an. Komm zur Sache!»

Dies eine Mal vielleicht werde ich ihrem Rat folgen. Ich meine, ich wollte ja eigentlich von mir und Prinz William erzählen, nicht wahr?